

Zeitschrift: Die Glocken von Mariastein
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 87 (2010)
Heft: 5

Artikel: Ich musste zuerst Jüdin werden : Glaubensweg einer Zisterzienserin mit jüdischen Wurzeln
Autor: Falk, Mirjam
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1030321>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich musste zuerst Jüdin werden

Glaubensweg einer Zisterzienserin mit jüdischen Wurzeln

Interview mit Schwester Mirjam Falk, Wurmsbach SG

P. Leonhard: Schwester Mirjam, Ihre Lebens- und Glaubensgeschichte ist so faszinierend, dass ich sie unseren Leserinnen und Lesern nicht vorenthalten möchte. Schildern Sie doch einmal, wie Sie in Ihrem Elternhaus mit dem jüdischen und mit dem christlichen Glauben in Berührung gekommen sind!

Sr. Mirjam: In meinem an sich jüdischen Elternhaus in Basel wurde religiös quasi nicht praktiziert. Obwohl wir eine jüdische Familie waren, bin ich schon einen Tag nach meiner Geburt getauft worden. Das hing damals mit der Angst zusammen, Hitler könne über Basel auch in die Schweiz einmarschieren. Das war im Sommer 1942. Man dachte damals, dass man ein jüdisches Kind durch die christliche Taufe vor den Nazis schützen könne. Erst später hat man dann mitbekommen, dass die Taufe auch nicht genützt hätte. Denken Sie nur an das Schicksal der Ordensschwester Edith Stein, die aus dem von den Nazis besetzten Holland nach Auschwitz deportiert wurde und dort wie alle anderen Juden umgebracht wurde. Durch diese Sorge aber kam es, dass ich und auch mein Bruder schon als Kinder getauft wurden.

P. Leonhard: Wie häufig besuchte man in Ihrer Familie die Synagoge? Nur an den ho-

hen Festtagen?

Sr. Mirjam: Nein, überhaupt nicht. Ich wusste als Kind, dass wir jüdisch waren. Viele Freunde meines Vaters waren Juden. Aber religiös haben wir diesbezüglich überhaupt nichts mitbekommen. Gekocht wurde bei uns auch nicht koscher. Wir waren säkulare Juden.

Meine Grossmutter mütterlicherseits aber war eine sehr religiöse Frau, eine reformierte Christin. Von ihr habe ich viele Dinge mit auf den Weg bekommen, die meinen Glauben geprägt haben. Im Nachhinein kann ich sagen: Sie war eine sehr gläubige Frau und eine regelmässige Kirchengängerin. Mein Bruder und ich sind dann auch bis zur Konfirmation in die reformierte Sonntagschule gegangen. Ich bin 1958 in Basel in der Pauluskirche konfirmiert worden. Das war sehr schön, ich kann mich noch gut erinnern (Sr. Mirjam lacht übers ganze Gesicht). So habe ich einiges vom Christentum mitbekommen. Aber was war das damals für eine steife und unpersönliche Angelegenheit!

Zuwendung zum Judentum

P. Leonhard: Sie sind also damals mehr in die christliche Religion hineingewachsen als in die jüdische und haben auf diesem Weg Ihre religiöse Erziehung und Prägung erfahren?

Sr. Mirjam: Ja, das kann man so sagen. Die grausame Verfolgung der Juden im Nazideutschland, von der man nach dem Krieg immer mehr mitbekam, hat bewirkt, dass man sich in der Familie auch stärker mit dem eigenen Jüdisch-sein beschäftigt hat.

Sr. Mirjam Falk (68) ist in einer säkularen, jüdischen Familie in Basel aufgewachsen und konvertierte 1984 zur katholischen Kirche. Sie war als medizinische Laborantin an der Uni Basel tätig, bevor sie 1987 in das Zisterzienserinnenkloster Wurmsbach (bei Jona SG) am oberen Zürichsee eintrat.

Mir ging es jedenfalls so. Was heisst das: Jude sein, jüdisch sein? Irgendwie hat mir das immer zugesagt. Es war so etwas wie ein inneres Gefühl, das ich in mir trug: Ich gehöre zu denen!

Nach der Konfirmation bin ich dann aus der reformierten Kirche ausgetreten. Ich wollte wieder zu meinen jüdischen Wurzeln zurückkehren. Ich befasste mich eingehend mit dem Judentum und spürte: Judentum ist nicht nur eine Religion, sondern eine Lebensauffassung. Das ist wahrscheinlich das, was bei mir von klein auf hängen geblieben ist. Ein Jude lebt einfach anders als die anderen. Ja, es ist schon eigenartig, ich musste offenbar zuerst richtig Jüdin werden, bevor ich mich wieder dem christlichen Glauben zuwenden konnte! Meine Eltern waren ja wie gesagt keine praktizierenden Juden. Aber wir haben im Elternhaus schon auch orthodoxe Juden gekannt, die völlig anders gelebt haben als wir. Ich erinnere mich auch, dass wir sehr liebe Freunde hatten, die sich mit uns abgegeben hatten. Sie hiessen Levi. Sie waren zwar nicht orthodox, aber doch sehr fromm. Das waren Menschen, die etwas ausgestrahlt haben, was mich fasziniert hat. Als Kind schon. Die haben ihr Judentum wirklich gelebt und standen auch dazu. Auch in unangenehmen Zeiten, denn auch in der Schweiz war es nicht immer angenehm, Jude zu sein – und ist es, je nachdem, immer noch nicht.

Ich hatte mich schliesslich entschlossen, diesen Weg zu gehen – ein Weg, der gar nicht so einfach ist. Die Juden missionieren ja nicht. Wenn ich also etwas wollte, musste ich mich selber drum kümmern, musste selbst die nötigen Kontakte knüpfen, vor allem mit dem Rabbiner. In Basel gab es ja damals wie heute zwei Rabbiner, einen orthodoxen und einen liberalen. Ich bin zum liberalen Rabbiner gegangen, das war eine recht bekannte Persönlichkeit: Leo Adler.

P. Leonhard: Das war also der Rabbiner an der grossen Basler Synagoge?

Sr. Mirjam: Ja genau, die Synagoge an der Leimenstrasse, das ist die liberale Gemeinde.

P. Leonhard: Nach der Konfirmation haben

Sie sich also ganz dem Judentum zugewandt?

Sr. Mirjam: Ja, ich wollte in die jüdische Gemeinde. Daher habe ich beim Rabbiner vorgesprochen. Ich wurde von ihm sehr herzlich aufgenommen. Die Familie des Rabbiners, das waren sehr nette Leute, die immer eine offene Tür hatten. Zu jeder Zeit konnte man zu ihnen mit einem Anliegen kommen. Das Rabbinerehepaar hatte ein unglaubliches Schicksal hinter sich. Es waren Deutsche, die dem Holocaust nur knapp entronnen sind. Er kam gerade noch rechtzeitig aus dem Deutschen Reich heraus. Dabei muss er irgendwie seine Frau aus den Augen verloren haben, die mit dem ersten Kind schwanger war. Ihn hat es dann nach Shanghai verschlagen, wo er als Deutscher während des Krieges interniert wurde. Und sie war während des Krieges in Amerika, wovon er aber überhaupt nichts wusste. Als der Krieg zu Ende war, ging er nach Amerika, und hat dort durch



*Gebetshaus unserer älteren Brüder im Glauben:
Die Basler Synagoge in der Leimenstrasse (erbaut 1886 von Hermann Rudolf Gauss).*

einen unwahrscheinlichen Zufall seine Frau wiedergetroffen, in New York, mit dem kleinen Buben an der Hand, der sein erster Sohn war. Also eine ganz verrückte Lebensgeschichte. Hier in Basel waren sie sehr beliebt. Sie hatten, glaube ich, drei Söhne.

Zu diesem Rabbiner Leo Adler bin ich also mit meinem Wunsch gekommen, in die jüdische Gemeinde aufgenommen zu werden. Er sagte, er habe da nichts dagegen, aber ich müsse dafür schon auch einiges tun. So musste ich alles über die jüdische Religion lernen. Beim Kantor musste ich Hebräisch lernen. Der hat mir dann immer so schöne Sachen vorgesungen. Ich musste vor allem lernen, dass es nicht einfach ist, als Frau diesen Weg alleine zu gehen.

P. Leonhard: Mit der koscheren Küche sind Sie ja von Haus aus auch nicht in Kontakt gekommen ...

Sr. Mirjam: Nein. Es gab und gibt in Basel durchaus Läden, in denen man koschere Produkte kaufen kann. Aber ich musste erst einmal lernen, koscher zu kochen. Die Speisevorschriften waren mir vom Elternhaus her ja gar nicht vertraut. Wenn man nicht so erzogen wurde, dann ist es wirklich sehr, sehr schwer, das konsequent durchzuziehen, gerade mit einem Bekanntenkreis, der nicht zum jüdischen Umfeld gehört. Aber ich wollte das durchziehen. Und deshalb habe ich beschlossen, nach Israel auszuwandern!

Auswandern nach Israel

P. Leonhard: Sie wollten nach Israel auswandern?

Sr. Mirjam: Ja! Und ich habe es auch gemacht! Ich habe dort auch eine Stelle gefunden zum Arbeiten. Ich hatte Glück, dass ich von Basel her eine Ärztin aus Jerusalem kannte. Die wusste von einem kleineren Spital, das dringend für die Mikrobiologie jemanden suchte. Ich bin ja Mikrobiologielaborantin. Ich habe dann in besagtem Spital ein Mikrobiologielabor aufbauen helfen. Mitten in Jerusalem! Ich wollte eigentlich ein Jahr bleiben. Die Stelle in Basel konnte ich damals

Gott sei Dank behalten – ein Jahr unbezahlter Urlaub, das ging damals. Nach einem halben Jahr musste ich aber wieder zurück, weil meine Mutter schwer krank wurde. Damals stand für mich aber fest, dass ich wieder nach Jerusalem zurück wollte, irgendwann ...

Der Basler Rabbiner hat sich jedenfalls in dieser Situation bereit erklärt, mich endlich in die Gemeinde aufzunehmen. Wir haben dann das Ritual vorbereitet, mit Reinigungsbad und allem, was zur Aufnahme dazugehört. Und 14 Tage vor dem vereinbarten Datum für den Aufnahmehitus starb der Rabbiner Leo Adler. Da sass ich nun!

Das war ganz eigenartig. In der Zwischenzeit war meine Mutter gestorben, und ich wäre ja frei gewesen, wieder nach Israel zurückzukehren. Aber ich war noch nicht aufgenommen gewesen, und in Israel dieses Prozedere zu durchschreiten, wenn man unverheiratet ist, das war völlig unmöglich. In Basel ging es ja dann glaube ich zwei Jahre, bis sie endlich wieder einen neuen Rabbiner für die liberale Gemeinde gefunden hatten, der mich hätte aufnehmen können.

Was tun? Ich wusste: Ich suche weiter, ich bin auf der religiösen Suche!

Hinwendung zur katholischen Kirche

P. Leonhard: Wie ging diese Suche weiter?

Sr. Mirjam: Wir wohnten in Riehen BS. Nach dem Tod meiner Mutter (mein Vater war schon lange tot) zügelte ich dann nach Ettingen BL.

Und dann hatte ich am Karfreitag ein eigenartiges Erlebnis: Im Fernsehen kam – weil Karfreitag war – der Jesus-Film von Franco Zeffirelli. Die Kreuzigungsszene wurde in diesem Film zwar kurz, aber sehr brutal dargestellt. Ich habe das angesehen und hatte plötzlich das Gefühl: Dieser Jesus lebt!

Da stand ich wieder da, und wusste nicht, was tun! Meine Suche ging weiter, jetzt aber auf eine andere Seite. Ich besuchte verschiedenste christliche Gottesdienste, um zu schnuppern: bei den Reformierten, bei den Christkatholiken, bei den Römisch-Katholischen ...



Schwester Mirjam Falk (Wurmsbach) erzählt von ihren jüdischen Wurzeln.

Was mir in der römisch-katholischen Kirche so zugesagt hat, das war das gepflegte Ritual. Etwas, was nicht nur am Altar stattfindet, sondern das Volk gibt in den Gesängen und liturgischen Akklamationen Antwort. Dazu kamen noch die Messgewänder mit den liturgischen Farben. Ich spürte: Da wird etwas zelebriert, gefeiert, das mir wirklich etwas gibt! Die reformierte Kirche in Basel, das war im Gegensatz dazu so etwas Trockenes, das mir gar nicht zusagte.

Der liebe Gott hat dann sehr gnädig nachgeholfen. Ich musste notfallmässig ins Spital! Ich kam ins Claraspital. Schon am gleichen Tag, an dem ich eingetreten bin, kam mich der Spitalpfarrer besuchen. Ich fragte dann, warum er mich besuche, ich hatte doch auf der Anmeldung bei Konfession einen Strich gemacht. Er sagte: «Ich komme alle Neueintritte besuchen, egal welche Religion sie ange-

geben haben. Und wenn Sie keinen weiteren Besuch von mir wünschen, dann ist das in Ordnung und dann komme ich auch nicht mehr. Das Claraspital war damals eben noch sehr von den Schwestern von Ingenbohl geprägt. Eine habe ich vom Labor her gut gekannt.

Da habe ich gedacht: Den möchte ich einmal predigen hören! Ich bin dann einmal in die grosse Kapelle zum Gottesdienst gegangen, um den Spitalpfarrer predigen zu hören. Was er gepredigt hat, weiss ich nicht mehr, aber ich weiss noch, dass es Hand und Fuss hatte. Er hat mich sehr beeindruckt.

P. Leonhard: Wissen Sie noch, wie der Spitalpfarrer hiess?

Sr. Mirjam: Ja natürlich, das war der Monsignore Tibor Mészáros. Ich verlangte dann ein Gespräch. Ich erklärte ihm dann, dass ich in die katholische Kirche eintreten wolle, und er hat dann gesagt, das sei kein Problem. Ich könne zu ihm zum Konvertitenunterricht kommen. In diesem Unterricht haben wir über alles geredet – über Gott und die Welt. Die Bibel hatte ich inzwischen gut kennengelernt. Da musste ich nicht mehr viel mit ihm zusammen machen.

Zwei Jahre später wurde ich dann in der Kapelle des Claraspitals gefirmt – von Domherr Cavelti. Ich habe mich dann in Ettingen bei der katholischen Kirchgemeinde angemeldet. Dort habe ich dann eine steile Karriere angetreten. Zuerst war ich im Pfarreirat und wurde dann Kirchenrätin.

Noch lange nicht am Ende der Suche

P. Leonhard: Ihre Suche war aber noch nicht zu Ende?

Sr. Mirjam: Nein, nach der Firmung – das war am Montag der Karwoche, hat mir der Spitalpfarrer auf Ostern ein Buch geschenkt. Er hatte hineingeschrieben: «Nach einem solchen Schritt überlegt man sich sicher: Wie weiter?» Das Buch, das er mir auf Ostern geschenkt hat, war das Buch von Henri Nouwen: «Ich hörte auf die Stille». Und durch diese Lektüre hat sich bei mir der Klosterge-

danke festgesetzt. Die Suche ging also erst richtig los. Ich hab dann ein Buch gekauft, in dem alle deutschsprachigen Frauenklöster der Schweiz vorgestellt werden. Die Klöster stellten sich selber vor. Beim Kloster Wurmsbach begegnete mir der Satz: «Die Schwestern haben auch die Möglichkeit, sich sportlich zu betätigen.» Das hat sich in mir festgesetzt, obwohl ich eigentlich nie an ein geschlossenes Kloster gedacht hatte. Eigentlich hätte ich ja gern auf meinem Beruf weiter gearbeitet, deshalb war ich auch mal in Ingenbohl schnuppern. Aber es hat mir nicht zugesagt.

P. Leonhard: Was hat dann letztlich den Ausschlag für das Kloster Wurmsbach gegeben?

Sr. Mirjam: Meine Schwester wohnte damals schon in Benken am oberen Zürichsee. Dadurch kam ich dann öfter hier in die Gegend, auf beiden Seiten des Sees – und hatte doch keine Ahnung, dass hier dieses Kloster ist.

Doch dann hatte ich wieder ein eigenartiges Erlebnis, das mich dann wirklich hierher nach Wurmsbach geführt hat. Aushilfsmässig hatte ich den Dienst der Sakristanin in der Ettinger Kirche übernommen. Ich bereitete die Vorabendmesse am Samstagabend vor und war wieder einmal in einem richtigen schwarzen Loch. Wie sollte es in meinem Leben weitergehen? Ich habe so richtig mit Gott gehadert. Seither weiss ich, dass man das darf, mit Gott hadern. Und da war mir, als ob jemand neben mir sässe und sagte: «Du gehst ins Kloster! Du gehst nach Wurmsbach!»

Zuerst war ich perplex. Was fängt man mit so einem Erlebnis an? Zu Hause griff ich zum Heiligenkalender, es war am 3. August. Wissen Sie, was am 3. August für eine Heilige im Kalender steht?

P. Leonhard: Nein, da müssen Sie mir schon auf die Sprünge helfen!

Sr. Mirjam: Am 3. August steht die heilige Lydia im Kalender, die Purpurhändlerin, die sich als «Gottesfürchtige» der jüdischen Gemeinde zugewandt hatte und dann den heiligen Paulus kennenlernte, sich taufen liess und so Christin wurde. Das ist mir eingefahren.

Die Purpurhändlerin Lydia (Apostelgeschichte 16,8–15)

(9) In Troas hatte Paulus in der Nacht eine Vision. Ein Mazedonier stand da und bat ihn: Komm herüber nach Mazedonien, und hilf uns! (10) Auf diese Vision hin wollten wir sofort nach Mazedonien abfahren; denn wir waren überzeugt, dass uns Gott dazu berufen hatte, dort das Evangelium zu verkünden. (11) So brachen wir von Troas auf und fuhren auf dem kürzesten Weg nach Samothrake und am folgenden Tag nach Neapolis. (12) Von dort gingen wir nach Philippi, in eine Stadt im ersten Bezirk von Mazedonien, eine Kolonie. In dieser Stadt hielten wir uns einige Tage auf. (13) Am Sabbat gingen wir durch das Stadttor hinaus an den Fluss, wo wir eine Gebetsstätte vermuteten. Wir setzten uns und sprachen zu den Frauen, die sich eingefunden hatten. (14) Eine Frau namens Lydia, eine Purpurhändlerin aus der Stadt Thyatira, hörte zu; sie war eine Gottesfürchtige, und der Herr öffnete ihr das Herz, sodass sie den Worten des Paulus aufmerksam lauschte. (15) Als sie und alle, die zu ihrem Haus gehörten, getauft waren, bat sie: Wenn ihr überzeugt seid, dass ich fest an den Herrn glaube, kommt in mein Haus, und bleibt da. Und sie drängte uns.

Ich spürte, das hat für mich etwas zu bedeuten. Dann habe ich mich hingesetzt und hierher nach Wurmsbach geschrieben, dass ich mich vorstellen wolle und dass ich Interesse habe, einzutreten. Ich bekam umgehend Antwort. Bereits am 30. August konnte ich mich in Wurmsbach vorstellen. Ich wurde damals hier in den roten Saal geführt, um auf die Äbtissin zu warten – das war damals Mutter Clara, also die Vorgängerin der heutigen Äbtissin. Sie kam rein, schaute mich an und sagte. Ja wie alt sind Sie? Da ist bei mir der

«Lade abe». Jetzt ist fertig, dachte ich. Ich war 45. Wenn man da so an das durchschnittliche Eintrittsalter 30, 33, 35 denkt ...

Das war 1985. Und es ist dann schon noch zwei Jahre gegangen, bis ich endlich «Ja» sagen konnte. Ich hatte einen Topjob, habe gut verdient und konnte mir alles leisten. Ich war niemandem Rechenschaft schuldig. Aber wenn ich mein Leben so angeschaut habe, musste ich mir doch sagen: «Das bist doch nicht du!» Dann bin ich gekommen. Und habe hier auf meinem etwas längeren Weg der Suche den Ort gefunden, wo ich hingehöre und Gott am ehesten dienen kann. Das ist meine Geschichte!

Zisterzienserin mit jüdischen Wurzeln

P. Leonhard: Jetzt sind Sie Nonne in einem Zisterzienserinnenkloster. Beten Sie als Jüdin

die Psalmen und das Chorgebet anders als die übrigen Mitschwestern?

Sr. Mirjam: Ich nehme nicht an, dass ich anders bete als die anderen. Aber ich weiss ja auch nicht, was in den anderen beim Beten vorgeht. Das Beten im Judentum und unser Stundengebet im Kloster stehen ja auf der gemeinsamen Basis der Psalmen. Die prägen das Gebetsleben eines frommen Juden genauso wie das einer Nonne im Kloster. Mag sein, dass dieses gemeinsame Fundament durch meine Biografie bei mir persönlich besonders zum Tragen kommt. Das nehme ich aber nicht als einen wirklichen Unterschied zu meinen Mitschwestern wahr.

P. Leonhard: Haben Sie einen Psalm, der Ihnen besonders lieb ist?

Sr. Mirjam: Psalm 27 und Psalm 91 sind meine Lieblingspsalmen.

P. Leonhard: Was löst das in Ihnen aus, wenn



Ansicht der Zisterzienserinnenabtei Wurmsbach vom Seeufer her.

immer wieder beim Psalmengebet von «Israel» die Rede ist?

Sr. Mirjam: Israel – das auserwählte Volk (*sie überlegt*). Ich denke, als Jude sollte man sich da nicht über andere erhaben fühlen. Ob man heute noch von Israel als dem auserwählten Volk sprechen kann – da bin ich mir manchmal gar nicht so sicher.

P. Leonhard: Wirken sich Ihre jüdischen Wurzeln sonst auf Ihre persönliche Frömmigkeit aus?

Sr. Mirjam: Das ist ganz schwierig zu sagen. Das Judentum ist ein Fundament, auf dem ich stehe – aber stehen darauf nicht alle Christen? Ich glaube, dass der Einfluss bei mir eher auf einer unbewussten Ebene liegt.

P. Leonhard: Gibt es einen Bibeltext, zu dem sie aufgrund Ihres sehr speziellen Lebensweges einen besonderen Zugang haben oder der Ihnen besonders ans Herz gewachsen ist?

Sr. Mirjam: Ja. Das ist natürlich die Purpur-

händlerin Lydia in der Apostelgeschichte.

P. Leonhard: Gibt es noch andere Bibeltexte, wo Ihnen besonders bewusst wird, dass Sie jüdischer Abstammung sind?

Sr. Mirjam: Ja, und zwar eher bei neutestamentlichen als bei alttestamentlichen Texten. Insbesondere im Johannesevangelium oder bei manchen Paulustexten, wenn da so generell und mit negativem Vorzeichen von «den Juden» die Rede ist. Da habe ich mit dem Paulus manchmal schon meine Mühe: Dabei war Paulus doch selber ein Jude.

P. Leonhard: Und wann freut es Sie besonders, dass Sie Jüdin sind?

Sr. Mirjam: Am meisten Freude an meinen jüdischen Wurzeln habe ich, wenn ich daran denke, dass Jesus selber wie ich ein Jude war. Das freut mich am meisten!

P. Leonhard: Schwester Mirjam, ganz herzlichen Dank für dieses anregende Gespräch!



Zisterzienserkloster Wurmsbach bei Jona SG: Eingang zum «Lichthof» mit Sr. Mirjam.